

Stolz : eine urbane Tugend

Autor(en): **Kollhoff, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am
Departement Architektur der ETH Zürich**

Band (Jahr): - **(2013)**

Heft 22

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-919014>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

STOLZ

**Eine
urbane
Tugend**

178

Hans Kollhoff

Die freie Aufrichtung der Gattung zum gewagten Gang, von der Fichte spricht,¹ war anstrengend und sie fällt der Architektengeneration, die mit der Reisschiene aufgewachsen ist, bis heute nicht leicht. Nicht nur, weil uns die Wirbelsäule zu schaffen macht, gehört Standhaftigkeit – heute sagt man wohl besser ›Standing‹ – nicht gerade zu unseren herausragenden Tugenden.

¹ Fichte, Johann Gottlieb: ›Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre‹, Gabler, Christian Ernst (Hrsg.), Jona und Leipzig, 1796, S. 87.

Der im frühen 19. Jahrhundert beginnenden Erosion unumstößlicher Werte und fest gefügter Verbindlichkeiten war nach dem 2. Weltkrieg ein bemerkenswerter Erfolg beschieden. Selbst die Ideale der frühen Moderne wichen einem achselzuckenden Pluralismus des ›Anything goes‹. Aus Schulen je eigener Tradition und ja, Haltung, wurden mehr oder weniger zufällige Anhäufungen individueller, meist recht disparater Lehrmeinungen.

Ungünstige Voraussetzungen also, um mit moralischen und professionellen Prinzipien einer Kommerzialisierung der öffentlichen Dinge gegenzusteuern, die in den vergangenen zwanzig, dreissig Jahren über uns hereinbrach und alles, was unser Metier ausgemacht hat und was einer wie sehr auch immer beschädigten bürgerlichen Gesellschaft wertvoll war, ›outgesourct‹ wurde und am Ende nur noch bare Münze übrig blieb. So lässt sich alles, pecunia non olet, als Architektur verkaufen, was profitabel scheint, ungeachtet des mulmigen Gefühls, das selbst die hartgesottesten Opportunisten beschleicht, Architektur könnte in diesem Geschäft längst auf der Strecke geblieben sein. Das Spekulantentum der Finanzmärkte zeigt ja sein Gesicht nirgends deutlicher als in der zeitgenössischen Bauerei, die Architektur zu nennen man sich scheut.

Der aufrechte Gang wich einem unsteten Schlendern, Torkeln, Stolpern, das so charakteristisch ist für zeitgenössische Ensembles von Hochhäusern, sei es in Las Vegas, Mailand oder Frankfurt. Das standhafte Gebäude und der aufrechte Gang erscheinen politically incorrect, ja als Provokation. Gebäude müssen kippen und Fassaden zittern, um Aufmerksamkeit zu erregen. Diesem labilen tektonischen Repertoire entspricht das Schlurfen durch Shopping- und Entertainment-Landschaften. Doch es gibt Steigerungsformen. Nicht mehr nur das Gebrochene reizt die Architekten von heute, sondern das Flüchtige, Formlose: Die Wolke. Das Lot, Symbol aller architektonischen Bemühungen, hat ausgedient, so scheint es, der rechte Winkel zur gedachten Erdebene wird obsolet. An seine Stelle tritt die Eigenwilligkeit der Wolke. Die Konstruktion freilich ist Aufgabe des Ingenieurs und der ausführenden Firma steht die avancierteste Technik zur Verfügung. Der Fotograf darf nicht zu nah rangehen, und in der Powerpointprojektion verschwimmen die letzten Konturen.

Wozu also Haltung? Ein antiquierter Begriff, der dem Handbuch Preussischer Offiziersschulen entstammt. Was soll heute ›Haltung‹, wo jeder nach seiner eigenen Façon selig werden kann und soziale Netzwerke den persönlichen Kontakt ersetzen. Wir halten uns fit! Nicht von ungefähr hat der Jogger den Flaneur verdrängt im Stadtzentrum. Doch die Gangart repräsentiert ja nicht nur eine Lebensform, sondern konstituiert ganz wesentlich unsere Wahrnehmung, die primär eine körperliche ist. So, wie wir uns durch die Stadt bewegen, sieht sie dann halt auch aus. Erinnern

wir uns an die autogerechte Stadt, die den Fussgänger als Hindernis erscheinen liess und ganze Innenstädte dem Erdboden gleichgemacht hat, nicht nur in Nordamerika. Das allgegenwärtige Planieren der Vorgärten in Zürich, entspringt es nicht der gleichen Unbekümmertheit?

Dagegen die beherzte Politik der Verkehrsberuhigung in italienischen Städten, nicht um die unsäglichen Shoppingmeilen einzurichten, wie sie nördlich der Alpen üblich sind, sondern aller Chaos-Romantik zum trotz, den Fussgänger wieder ins Recht zu setzen. Der Angst, überfahren zu werden entledigt, darf er durchatmen und seine Stadt geniessen und morgens, wenn das gleissende Licht der Januarsonne den Steinbelag glänzen lässt, überfällt ihn ein unbeschreibliches Glücksgefühl.

Haltung ist, wenn ich beim Gang über die Piazza San Marco merke, wie die Wirbelsäule sich ganz unwillkürlich aufrichtet und die Lungen durchatmen. Haltung ist, wenn ich mich dem Portikus des Pantheon in Rom nähere und in die Rotunde hoch schaue und ausrufen möchte: Grossartig, dazu ist der Mensch fähig! In diesem Moment verbietet sich jede Kleinlichkeit, jede politische Korrektheit.

Aufrechten Ganges kann der urbane Mensch, der weder den Angriff wilder Tiere befürchten muss, noch sich unter mühseliger Feldarbeit zu beugen hat, sich mit Dingen beschäftigen, die der existenziellen Notwendigkeit Spiel und Genuss abtrotzen. Es ist ein Unterschied, ob mir die sprichwörtliche Decke auf den Kopf fällt, oder ob ich durchatmen und mich aufrichten kann, weil sich über mir die Decke wölbt und ein Raum sich öffnet, der über notdürftige Ansprüche hinausgeht. So macht sich Architektur bemerkbar, wir spüren ihren anthropomorphen Charakter und folgen ihrer symbolischen Bedeutsamkeit. Wir empfinden da etwas, was uns fordert und Halt verleiht.

Es ist der Geist, der sich den Körper baut, lesen wir bei Schiller.² Haltung braucht offenbar mentalen Halt. Woran kann man sich festhalten oder gar aufrichten, wenn moralische Prinzipien Naserümpfen hervorrufen? Haben wir Werte zu verteidigen, gesellschaftliche, aber auch architektonische, wenn es keine Vorstellung mehr von der guten Gesellschaft und der schönen Stadt gibt? Das Scheitern der Stadtvisionen Le Corbusiers hat bedauerlicherweise nicht gelehrt, dass individuelle Erfindungen Hybris sind, gegen gesellschaftliche Konventionen und eine entsprechende Bautradition anzutreten, sondern dass man besser gar keine Vorstellungen, wie die Welt sein sollte, entwickelt und sich stattdessen treiben lässt auf der Woge des Zeitgeistes, die inzwischen eine globale ist, von geographischen und kulturellen Restriktionen befreit. Wir wundern uns dann, wenn vor dem centro storico ein Schild postiert ist, «wir müssen leider draussen bleiben», wir Architekten, denn die Denkmalpflege hat diese Verantwortung im gesellschaftlichen Interesse übernommen.

Doch wo aller Halt verlorenging, sei immer noch gute Haltung möglich, sagt Peter Sloterdijk, «Design ist, wenn man trotzdem kann.» Design sei nichts anderes als die «gekonnte Abwicklung des nicht Gekonnten», mithin eine «Souveränitätssimulation», die helfe, «in Form zu bleiben inmitten des Formzersetzenden.»³ Offenbar hat der Architekt sich wider-

2 Schiller, Friedrich: «Wallensteins Tod», Uraufführung am Weimarer Hoftheater, Weimar, 20. April 1799, 3. Akt

3 Sloterdijk, Peter: «Das Zeug zur Macht», in: Sloterdijk, Peter und Sven Voelker: «Der Welt über die Straße helfen - Designstudien im Anschluss an eine philosophische Überlegung», Wilhelm Fink Verlag, 2010

standslos verbiegen lassen zum Produktdesigner im Dienste globalisierter Geldströme, der res publica auf beängstigende Weise entfremdet.

Hat das ›Design‹ seinen Ursprung im ›disegno‹ der Renaissancearchitektur, so ging seine Entwicklung zur heutigen Bedeutung jedoch durch einen Prozess der Amerikanisierung hin zum Verpackungsdesign. Dabei wurde dem Begriff alles Architektonische ausgetrieben, zuvorderst die Tektonik, die ja auf der Einheit von Inhalt und Ausdruck, auf dem delikaten Verhältnis von Konstruktion und Erscheinung beharrt. Die ›Architektur‹, mit der wir heute konfrontiert sind, kommt aus dem London der späten sechziger Jahre, als die Architekturvisionen Archigrams, denen die asiatischen Städte heute verblüffend ähneln, sich als ausgesprochen nützlich erwiesen, Schallplatten marktgerecht zu verpacken. Design ist Verpackungskunst und Vermarktungstechnik, um den Massenkonsum anzukurbeln, das immer Gleiche stets verschieden und das schnell Gealterte, aus der Mode Gekommene stets neu aussehen zu lassen.

Wohl deshalb ist das Flanieren aus der Mode gekommen, oder besser, erlahmt, denn zum Flanieren gehört ein gewisser Stolz. Stolz auf das gemeinsam Geschaffene und wo kam das bis vor kurzem besser zum Ausdruck als in der Stadt und ihrer Architektur. Die Menschen in den Bildern von Caillebotte sind eben nicht nur Staffage, sie sind, ob Arbeiter oder Geschäftsmann, stolz auf ihre Stadt und ihre Arbeit, die dieses grandiose Gemeinschaftswerk hervorgebracht hat. Haltung heisst eben auch ja sagen zu können, aus voller Überzeugung ja zu sagen zu dem, was man geschaffen hat, und stolz darauf zu sein. Wie aber soll man stolz sein auf Bauten, die als Konsumprojekte errichtet und im Abschreibungsrythmus recycled werden? Der Architekt kann doch ebensowenig stolz sein auf seine würdelose Arbeit wie der Hilfsarbeiter auf dem Gerüst, der die Styroporplatten aufklebt, denn das Machwerk gibt sich zu erkennen, sobald die Sonne im flachen Winkel auf die Fassade fällt – von der Wirkung in fünf, zehn Jahren ganz zu schweigen.

Der Verpackungskünstler klebt Styropor auf den Beton, spachtelt Kunststoffputz darüber und schliesst die Fuge an den Plastikfenstern mit der Silikonspritze. Dafür müsste ein Architekt sich schämen und wäre um den ruhigen Schlaf gebracht, da helfen auch alle Ausreden nichts, heute baue man so, die Gesellschaft sei nicht bereit, mehr für das Bauen auszugeben, unsere moderne Technik habe ökonomischere Bauweisen zur Folge und weil man nicht mehr für die Ewigkeit baue, solle man lieber auf Recycelfähigkeit achten - wie das mit dem Teufelszeug möglich sein soll, ist mir seit jeher schleierhaft.

Haltung heisst, auch einmal nein sagen zu können, um seinem Blick in den Spiegel nicht ausweichen zu müssen bei allen ökonomischen Nachteilen, die das mit sich bringen kann. Haltung ist das Gegenteil von kunstbessenen Nuscheln, das hierzulande weit verbreitet ist und oft mit Kreativität verwechselt wird. Das verbale Rühren in einer Ursuppe: Form, nein, um Form ist es uns nie gegangen, aber natürlich lehnen wir Form auch nicht ab; wir sind weder gegen noch für Form. Aber Haltung ist Form. Und die kann durchaus auch ambivalent sein, weder ja noch nein, sondern sowohl als auch, in kalter Präzision.



ETH Zürich-Hönggerberg, HIL-Gebäude
©Foto: Esther Ramseier

Haltung ist das Gegenteil von katzbuckeliger Sponsorenpflege, der es darum geht, anspruchslose Geschäfte in die Vitrine zu stellen. Die Universität war immer auch der Pfahl im Fleisch der Gesellschaft, die es sich allzu bequem machen will. Die alte Dame, die der ETH die Villa Hatt geschenkt hat, zeigte Haltung, das war kein Sponsoring. Eine urbane Situation, wie sie im Buche steht, nichts Ländliches, trotzdem mehr Landhaus als Villa. Welche Grösse bewies die alte Dame, dieses Haus der Hochschule zu schenken, nur weil sie es gerne sah, dass hier einmal Studenten ein- und ausgingen und sich offenbar wohlfühlt haben! Und was für ein grandioser Ort könnte die Villa Hatt für uns sein! Ein einzigartiger Blick auf die Stadt, See und Berge. Ein wunderbares, ganz bescheidenes Panoramafenster – ein Widerspruch in sich – an der Stirnseite des Seitenflügels, der eine herrliche Terrasse fasst.

Nur weiss die ETH nichts damit anzufangen. Ihr fehlt die Urbanität, die dieses Haus hervorgebracht hat, eine Haltung, die nach einer Architektur verlangt wie die der Villa Hatt. Alles Pompöse ist diesem Haus fremd, aber bei aller Bescheidenheit verströmt die Villa eine Lebensfreude, die den Repräsentanten der Hochschule so gänzlich abzugehen scheint. Deshalb weiss man nichts anzufangen mit diesem Geschenk. Empfänge im kleinen Kreis mit Catering, mehr kann man sich nicht vorstellen. Man verwaltet die ETH vom Semperbau aus und man arbeitet am Hönggerberg, Shuttlebus rauf und runter. Muss man sich wundern, wenn der Schule und ihrem Personal jene Urbanität fehlt? Man hat sich der Stadt und dem Städtischen entfremdet.

Was für ein Haus und was für eine harmlose politisch korrekte Sanierung. Plastiksteckdosen und -schalter soweit das Auge reicht für alle in Zukunft denkbaren Kommunikationsbedürfnisse. Eine wunderbare kassettierte Decke und schön profilierte Wandpaneele, aber alles überstrichen mit einer Farbe, die man von Hotels kennt, die schleichend zu Altersheimen mutieren. Darauf Aluminiumleuchten geschraubt, die wie Griffe



ETH Zürich, Hauptgebäude
©ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv

eines Traforaumes aussehen und deren Licht dem Auge schmerzt und zu allem Überfluss unsägliche Schatten wirft, bloss kein Kandelaber! Gardinen- und vorhanglos, ohne Teppich und Wandbespannung, hat dieser intime Raum die Akustik einer Bahnhofshalle. Stühle, vollständig mit Leder überzogen, wie sie dem Besprechungsraum von Backoffices gut zu Gesicht stehen, und Esstische mit schwindsüchtigen Beinen, wohl Aluminiumrohre mit Holzfurnier, oder doch echtes Holz, gegen das man tunlichst nicht stossen sollte. Es beschleicht einen das schlechte Gewissen, wenn man eine Suppe zu essen sich bemüht. Alles durchschaubar trostlos. Sicher wollte man eine Clubatmosphäre schaffen, sicher dachte man an Faculty-Clubs in Harvard, Yale und MIT, aber man hat die Akteure dabei vergessen und dass man in Europa ist.

Verkehrte Welt! In der Villa Hatt werden die feierlichsten Anlässe pragmatisch, obwohl dieser Ort prädestiniert ist, einen zwanglosen Umgang miteinander zu pflegen und Fragen zu stellen, die am Höniggerberg schon durch das Ambiente oder dessen Abwesenheit im Keim erstickt werden. Am Höniggerberg werden alle Fragen, auch die existenziellsten, theoretisch. Wie soll dort eine Haltung eingeübt werden, die im gesellschaftlichen und damit urbanen Kontext verankert ist? Wenn man sich den braunen Blechkisten nähert und in Ermangelung einer Adresse irgendwo drunterschlüpft, um sich dann im Labyrinth der Korridore zu verlieren und schliesslich in einem luftdicht gegen die Aussenwelt abgeschotteten Raum seiner Arbeit nachzugehen, wo kommt man dort zusammen, wenn der Kantinengeruch sich allzu penetrant auf die Gedanken legt? Es ist das gute Recht der Ingenieure, sich auf die Forschung zu konzentrieren. Doch den Architekten ist dieser verengte Blickwinkel nicht zu verzeihen. Ihr Labor ist die Stadt, nicht nur die hypothetische, zukünftige, sondern zunächst einmal die vorhandene.

Es fehlt an Urbanität, die Stolz zulassen könnte auf diese grosse Lehranstalt mit ihrer einzigartigen Geschichte. Man hat den Eindruck, Erinnerung sei peinlich, weil alle Anstrengung der Zukunft zu gelten habe und nichts sonst. Ohne Stolz aber auch kein unverkrampfter Umgang mit festlichen Anlässen. Alles gerät zum Spagat zwischen Absolvierung eines gesellschaftlichen Minimalprogramms und wissenschaftlichem Höhenflug. Kein Lächeln kommt auf die Lippen.

Feiern kann man nicht umsonst. Da muss man fünf grade sein lassen, ohne zu befürchten, dass einem die Pfennigfuchser mit breitem Hintern und spitzem Bleistift über die Schulter schauen. Wir können vor lauter Muskeln nicht gehen, aber sehen uns einem erzieherischen Minimalismus verpflichtet, der gute Laune im Keim erstickt. Architektur ist Überfluss wie der Blumenschmuck auf dem Tisch. Wer ein schlechtes Gewissen hat, dass da nur Geld verschwendet wird, weil die Blumen morgen ihre Köpfe hängen lassen, mag zwar eine Verwaltungskarriere machen, eine Universität von internationalem Rang wird er nicht zur Geltung verhelfen können.

Architektur hat etwas zu feiern. Der Semper-Bau ist ein grosses Fest, dessen Wirkung wir uns bis heute nicht entziehen können. Deshalb geraten dort fast alle zeitgenössischen Veranstaltungen, so gut gemeint sie auch sein mögen, zur Peinlichkeit. Eine dürftige Diaprojektion hier, ein Marketing Event dort. Wenn die Hochschule sich nicht affirmativ wirtschaftlichen Interessen ausliefern und ein hinreichendes kritisches Potential als Institution, die der Gesellschaft insgesamt verpflichtet ist, bewahren will, dann kann an der Architekturschule nicht darauf verzichtet werden, Mittel bereit zu stellen, die in Ausstellungen und Publikationen diese Haltung in die Öffentlichkeit tragen. Ohne überschüssige Energie keine Architektur. Die panische Angst vor Verschwendung schafft zwar ein Arbeitsklima, in dem Ingenieure gedeihen mögen, aber keines, das eine Ahnung davon vermitteln könnte, was Architektur immer war und heute noch sein könnte, trotz aller zeitgeistigen Einschüchterungen: Anmassung, Übermut, Kompetenzüberschreitung.

Heute weiss jeder, dass die Heroen der Moderne die europäischen Städte ruiniert hätten, wenn man sie denn gelassen hätte. Sie haben es aber geschafft, die Hochschulen, insbesondere die der Architektur an den Stadtrand auszulagern: Eine erzieherische Massnahme, die mit dem Bauhaus angefangen hat: Raus aus der Stadt in die unberührte Natur, neu anfangen – ohne geschichtlichen Ballast. Warum wird es dennoch, man glaubt es kaum, als selbstverständlich hingenommen, dass die Architekturschulen an der Peripherie ihr Dasein fristen, einer Ideologie der durchgrünenden und aufgelockerten Stadt folgend und auf der Überzeugung gründend, dass die alten Innenstädte nicht länger zu gebrauchen sind, von ihrer Vorbildlichkeit ganz zu schweigen?

Es ist ja nicht nur ein Züricher Problem, wenn die Architekten, von der Stadt abgeschnitten, ihr Dasein auf dem Höneggerberg fristen und die Verwaltung die historischen Gebäude beansprucht, die grossartig über der Altstadt thronen. Nein, kein Einzelfall ist Zürich. Man kann sie aufzählen, die entwurzelten europäischen Architekturschulen: Paris, Dortmund,

Darmstadt, Lausanne usw., und da, wo die Schulen im Stadtzentrum geblieben sind, sind sie meist in schrecklichen Gebäuden, Zeugen einer hemmungslosen Ideologisierung, untergebracht: Wenn die alte Stadt schon nicht dem Erdboden gleichgemacht werden kann, muss der junge Mensch raus, um auf der grünen Wiese ein ideales Leben zu führen, ein ungezwungenes, funktionalistisches, zukunftstaugliches Leben. Durch diese Gebäude muss man keine Business Consultants schicken für die Optimierung von circulation und maintenance, das ist schon alles in einer Art vorauseilendem Gehorsam geregelt.

Dass diese monströsen Projekte der Siebziger Jahre über gigantische Tiefgaragen hinwabern, dass der Student ganz selbstverständlich in der Agglomeration wohnt und seinen Parkplatz beansprucht, wenn er nicht zu den Bemitleidenswerten gehört, die auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen sind, über diesen Anachronismus, der jeder Vorstellung von Nachhaltigkeit Hohn spricht, redet keiner und auch nicht darüber, dass man den Asbest lieber drin lässt, weil man sonst das Wunderwerk moderner Architektur entsorgen müsste. Und wenn es zum Äussersten kommt wie beim Physikgebäude mit seinen türkisen Sichtbeton-Treppenhäusern – die Farbe hat's den zeitgenössischen Shootingstars angetan –, stellt man halt Stahlstützen unter den dynamisch auskragenden Hörsaal, wenn die im Winter notwendige Heizung der Bewehrung aus energetischen Gründen eingespart werden muss.

Der Fortschritt kann, wie wir von Schillers ›Wilhelm Tell‹ wissen, im Bewahren liegen. In der stolzen Verteidigung des Alten gewinne Tell seine Zukunft, schreibt Safranski.⁴ Doch wir als Schule haben die real existierende Stadt, wie in den zwanziger Jahren, aufgegeben als Betätigungsfeld, obwohl alle Hindernisse aus dem Weg geräumt sind, die seinerzeit dagegen zu sprechen schienen, an der überlieferten Substanz weiterzubauen. Wir gründen eine ›Science City‹ nach amerikanischem Vorbild, anstatt die Studenten dort arbeiten zu lassen, wo sie am eigenen Leib erfahren können, was für eine grossartige kulturelle Leistung die Stadt bei uns in Europa sein kann. Daran erinnert stets aufs Neue, um uns aufzurichten, das Hauptgebäude der ETH, wo unsere Architekturschule gegründet wurde.

4 Safranski, Rüdiger: ›Schiller oder Die Erfindung des Deutschen Idealismus‹, Carl Hanser Verlag, München, 2004

Hans Kollhoff, geb. 1946

1968-1975 Architekturstudium an der Universität Karlsruhe und an der Technischen Universität Wien.
1975-1978 Assistent bei Oswald Mathias Ungers an der Cornell University, New York. Seit 1978 eigenes Büro, seit 1984 in Partnerschaft mit Helga Timmermann. 1990-2012 Professor für Architektur und Konstruktion an der ETH Zürich.